Weihnachten – Menschwerdung Gottes und Fest der Familie

Systematisch-theologische Gedanken zu gelebter Religion*

Dietrich Korsch

I. Eine Weihnachts-Inszenierung

Weihnachten 1870 im Hause Buddenbrook.[1] Die Konsulin Elisabeth Buddenbrook hat am Heiligen Abend ihre erweiterte Familie in die Lübekker Mengstraße geladen, ihre Söhne, ihre Tochter, ihre Schwiegertochter, Enkel und Urenkelin, ihren Bruder mit seiner Frau und deren Kinder. „Sie war in unaussprechlicher stummer und zitternder Erregung an diesem Abend."[2] „Zu Jesu Ehren ...", begrüßt sie ihren Sohn Thomas mit seiner Familie. „Und dann mein lieber seliger Jean ...", fügt sie unvollständig, aber wohlverständlich hinzu. Denn „das weihevolle Programm, das der verstorbene Konsul für die Feierlichkeit festgesetzt hatte, mußte aufrechterhalten werden [...]."[3]

Das Ritual des Konsuls Buddenbrook beginnt mit stillem Eingang und Empfang der Geladenen. Es wird geschwiegen, bis die St.-Marien-Chorknaben, dazu eigens eingeladen, das Schweigen mit dem Choral „Tochter Zion, freue dich" beenden. Dann liest die Konsulin aus der alten Familienbibel das „Weihnachtskapitel" „mit einfacher, zu Herzen gehender Betonung". „Stille Nacht, heilige Nacht" antwortet die Familie auf die Weihnachtsbotschaft. Wenn danach „O Tannenbaum" gesungen wird, machen sich alle auf zum Einzug ins festlich geschmückte Weihnachtszimmer, in dem die Bescherung stattfindet, nachdem zuvor die ganze Versammlung an der Krippe vorbeigezogen ist. Natürlich wird dann allerlei gesprochen, auch die inzwischen prekäre Lage der Buddenbrook-Familie wird erörtert; am späteren Abend versammelt sich die Familie – nun natürlich ohne Dienstboten – zum festlichen Essen, das mit einer kleinen Rede der Konsulin abgeschlossen wird.

---

* Antrittsvorlesung am Fachbereich Evangelische Theologie der Philipps-Universität Marburg am 18. Dezember 1998.

1 Die Szene findet sich im achten Kapitel des achten Teils. Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie, Frankfurt am Main: Fischer 1975, 356-373.

2 Ebd., 360.

3 Ebd.

IJPT, vol. 2, pp. 213–228
© Walter de Gruyter 1999

Im Ritual des verstorbenen Konsuls wird der religiöse Anfang Stück für Stück in eine Familienszene transformiert, die Quintessenz des Abends aber wird noch einmal religiös gedeutet: „Gerade der Wechsel von Glück und strenger Heimsuchung zeige", läßt Thomas Mann die Konsulin sagen, „daß Gott seine Hand niemals von der Familie gezogen, sondern daß er ihre Geschicke nach tiefen und weisen Absichten gelenkt habe und lenke, die ungeduldig ergründen zu wollen man sich nicht erkühnen dürfe. Und nun wolle man, mit hoffendem Herzen, einträchtig anstoßen auf das Wohl der Familie, auf ihre Zukunft, jene Zukunft, die dasein werde, wenn die Alten und Älteren unter den Anwesenden längst in kühler Erde ruhen würden ... auf die Kinder, denen das heutige Fest ja recht eigentlich gehöre ..."[4]

Im Rahmen dieser Weihnachtsfeier finden ganz unterschiedliche Gefühlslagen der Beteiligten ihren Ort. Die Konsulin erlebt das Fest erregt, es geht ja um die Konstitution und Tradition der Familie. Den Senator Thomas Buddenbrook bedrückt die anfängliche Stille wie bei einem Leichenbegängnis. Sein mißratener Bruder Christian nimmt die Möglichkeit zu kleinen Fluchten aus der ihm unerträglichen Enge der Familie wahr. In der Person von Hugo Weinschenk, Gatte der Enkelin, der als Betrüger angeklagt ist, durchweht eine Ahnung von Zerstörung das Fest. Der kleine Hanno, Thomas' Sohn, ist der einzige, der sich von dem Zauber einnehmen läßt, den dieser Abend verströmt – und befindet sich doch schon auf dem Wege aus der Kaufmannsfamilie hinaus zur Kunst.

Es ist das letzte große gemeinsame Fest der Familie Buddenbrook, das letzte im Leben der Konsulin. Mit leiser, aber unwiderstehlicher Gewalt setzt sich der Zerfallsprozeß fort. Aber hier, noch einmal, ist durch religiösen Anfang und religiöse Deutung am Ende die Familie zusammengehalten.

Weihnachten 1998, nicht im großbürgerlichen Lübecker Ambiente, sondern vielleicht in Marburg, in Passau oder in Göttingen. Ein Familienfest feiern wir noch immer, und der gesellschaftliche Aufwand dafür ist so groß wie niemals sonst. Gewiß ist das Fest selbst weniger streng im Ablauf als vordem, aber immer noch voll ritueller Vollzüge. Bei einem Drittel der Kirchenmitglieder gehört ein Gottesdienstbesuch dazu, überall ganz gewiß die Bescherung unterm Christbaum, zumeist das gemeinsame, oft festliche Essen. Damit einher geht gleichzeitig, fast unabweislich, eine deutliche Unterscheidung von Drinnen und Draußen, von Familie und Nicht-Familie, die sowohl von denen drinnen wie von denen draußen bisweilen als notvoll erlebt wird. Das Fest wird gefeiert, gesucht wie wohl noch nie – und wird doch auch als enttäuschend empfunden.

Die Unterscheidung von drinnen und draußen, sie will nicht recht gelingen. Laut ist es allemal und immer lauter in der Weihnachts-Waren-

---

4 Ebd., 371.

welt. Und in den Ansprüchen auf die Geschenke, in den Aufwendungen des Gebens, im Vergleich der Leistungen schlägt die äußere Rechenhaftigkeit nach innen.

Die Aneignung der religiösen Botschaft wird komplizierter. Vom Frieden auf Erden ist die Rede – rein kontrafaktisch. Schwankend zwischen Idylle und Utopie, beschwichtigend auf der einen Seite, überfordernd auf der anderen.

Am tiefsten noch reicht die innere Stimmung der Wehmut. Rückverfolgen läßt sie sich bis in die Situation der eigenen Kindheit. Wie wir alles erwarteten am Heiligen Abend, wohl auch viel bekamen, viel Erwünschtes und Unverhofftes, und doch die ganze Erwartung sich nie erfüllte. Wie geheimnisvoll dieses Gefühl war, unmitteilbar im Innersten verschlossen: Sehnsucht nach dem Einen, Ganzen. Noch als Erwachsener läßt sich die Erinnerung daran wachrufen, ja, manchmal kommt sie auch heute wieder zu Bewußtsein, an Weihnachten. Und bleibt als Enttäuschung und undeutliches schlechtes Gewissen. Gesuchte und verlorene Einheit. Und schließlich Ratlosigkeit, ob sie überhaupt zu finden wäre.

Die Ambivalenzen, in die Weihnachten versetzt, sind heute deutlicher spürbar als früher, und die Literatur, die das kulturkritisch beklagt oder die – ebenso kulturkritisch – zur Flucht auffordert, füllt Regalbretter. Doch läßt sich zuerst einmal verstehen, um was es sich da überhaupt handelt? Verstehen erfordert einen Blick in die Geschichte, in die Geschichte von Weihnachen, in die Geschichte der Familie.

II. Weihnachten – (k)ein Familienfest

Ganz entgegen dem gesellschaftlichen und familiären Rang, den unser Fest innehat, gilt historisch: Weihnachten steht nicht am Anfang des Evangeliums, nicht am Anfang der christlichen Feste, und zum Familienfest ist es erst spät geworden.

1. Die Überlieferung von Jesu Geburt gehört nicht zu den ältesten Schichten der Jesus-Tradition und ist keineswegs konstitutiv für das Verständnis des Evangeliums. Bekanntlich kommt Markus, der Erfinder der literarischen Gattung „Evangelium", trotz des ansonsten durchaus spürbaren biographisch orientierten Erzählinteresses ganz ohne eine Geburtsgeschichte Jesu aus. Und bei Johannes, dem jüngsten Evangelisten, tritt eine theologische Reflexion über die Herkunft des ewigen Wortes aus Gott an die Stelle einer Erzählung über Jesu Geburt. Nur die beiden auf Markus fußenden Evangelisten Matthäus und Lukas bieten eine solche – aber bezeichnenderweise in großer sachlicher Differenz zueinander, von Maria und Josef und dem Geburtsort Bethlehem einmal abgesehen. Speziell bei Matthäus kann man beobachten, wie genau er die Geburt Jesu und die diese umgebenden Umstände so konstruiert hat, daß sie als Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen verstanden werden – von der Jungfrauen-

geburt über die Weisen aus dem Morgenland, die Flucht nach Ägypten bis hin zum Kindermord des Herodes. Erst bei Lukas, dem „Historiker" unter den Evangelisten, hat die biographische Tendenz der Gattung Evangelium erkennbar bis zum Lebensanfang Jesu durchgeschlagen und eine ausführlichere Geburts- und Kindheitsgeschichte erzeugt. Aber auch diese ist, wie die kritische Forschung zeigt, voller theologischer, vielleicht auch religionspolitischer Anspielungen und Absichten.

Erst von dem Wissen um die Bedeutung Jesu her tut sich der Sinn der Geburtsgeschichten auf; insofern liegt das Ende des irdischen Lebens Jesu schon den Erzählungen von seinem Lebensanfang zugrunde; und nur in diesem Zusammenhang, nicht an sich selbst, läßt sich der Anfang verstehen. Als der am Kreuz gestorbene und auferstandene Christus liegt Jesus in der Krippe zu Bethlehem – und ist nie ein anderer gewesen.

2. Darum hat die frühe Christenheit auch nur ein Jahresfest gekannt, das Osterfest, an dem man die Erlösung feierte; und weitere Feste hatte man zunächst gar nicht nötig. Als Fest, das am 25. Dezember gefeiert wird, ist Weihnachten erst in der Mitte des 4. Jahrhunderts entstanden, und zwar in Rom. Wie es dazu gekommen ist, das ist eine verwickelte Geschichte, für die es unterschiedliche Erklärungsversuche gibt.[5] Folgende Linien aber lassen sich herausheben.

Älter als das Weihnachtsfest am 25. Dezember ist das Epiphaniasfest am 6. Januar; ein Fest, an dem die „Geburt Christi, Anbetung durch die Magier, Taufe Christi und Hochzeit zu Kana" gemeinsam gefeiert wurden – eine ganz unbiographische Häufung von Anlässen, deren Vorlage aus einem heidnisch-ägyptischen Wasser-Leben-Kult stammt.[6] Zwei Anstöße hat es gegeben, das Geburtsfest Jesu vom Epiphaniasfest wegzuverlegen und auf den 25. Dezember zu schieben, und beide haben mit Konstantin dem Großen und seiner Beförderung des Christentums zur reichsrechtlich empfohlenen Religion zu tun.

Am 25. Dezember feierte man in Rom das Geburtsfest des Sol invictus, der unbesiegbaren Sonne – begangen wurde die wieder wachsende Macht und Kraft des Lichtes gegen die Finsternis. In dem Maße, in dem das Christentum sich nun religionspolitisch behaupten konnte, wurde dieses Fest besetzt und umgedeutet. Die Verdrängung des alten heidnischen Festes wurde dadurch gedanklich möglich, daß ja schon immer von Christus als dem Licht der Welt die Rede war; auch hatte man, mit einigem

---

5 Hermann Usener: Religionsgeschichtliche Untersuchungen. Erster Theil: Das Weihnachtsfest, Bonn: Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen) 1889; Paul de Lagarde: Mittheilungen, 4. Bd., 17. Altes und Neues über das Weihnachtsfest, Göttingen: Dieterichsche Universitaetsbuchhandlung (Lueder Horstmann) 1891, 241-323; Louis Duchesne: Origines du culte chrétien. Etude sur la liturgie latine avant Charlemagne, 5. Aufl., Paris: Boccard 1925, Oscar Cullmann: Die Entstehung des Weihnachtsfestes und die Herkunft des Weihnachtsbaumes, 2. Aufl., Stuttgart: Quell 1991.

6 Karl Holl: Der Ursprung des Epiphanienfestes (1917), in: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte II. Der Osten, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1928, 123-154.

spekulativen Mut, schon früher einmal den Geburtstermin Jesu auf diesen Tag berechnet: neun Monate nach der Tag-Nacht-Gleiche am 25. März, welche als erster Schöpfungstag verstanden wurde, an dem Gott Licht und Finsternis (in gleiche Teile) teilte, und zugleich als Tag der Empfängnis Jesu durch Maria. Diese Spekulation wurde nun, unter gewandelten Umständen, zu einem Argument.

Der zweite Anstoß ist wichtiger – und noch umstrittener. Im Jahr 325 wurde auf dem Konzil von Nizäa die arianische Lehre verworfen, die besagte, daß Jesus nur in einem sekundären Sinne Gottes Sohn heißen könne, jedenfalls nicht wesentlich, nicht von aller Ewigkeit her. Homoouisos, eines Wesens mit Gott, dem Vater, lautete die das Sein Christi bestimmende Formel von Nizäa, durch verschiedene Zusatzbemerkungen noch präzisiert. Wie man weiß, hat Kaiser Konstantin, in Nizäa als Einladender zugegen, maßgeblichen Einfluß auf die Durchsetzung dieser Formel genommen. Dahinter stand nicht nur (wenn überhaupt) theologisches Interesse, sondern mehr noch religionspolitisches Kalkül, das Interesse an einer einigen Kirche im römischen Reich und einer klaren Ordnung ihrer Verhältnisse.[7] Die Geburt Christi nun als eigenes Fest feiern – deutlich unterschieden vor allem von seiner Taufe, in der man ja auch eine adoptianische Vorstellung unterbringen konnte –, das hieß, die Mehrheitsmeinung von Nizäa liturgisch-rituell – und damit nachhaltig – zu unterstützen.

So finden sich denn in der Literatur beide Bewertungen des neuentstandenen Weihnachtsfestes: es sei „das liturgische Dankgebet für Konstantins Sieg"[8] und „das Fest des nizänischen Dogmas"[9].

Niemand Geringerer aber als Ferdinand Christian Baur, der große Dogmengeschichtler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, hat, wenn auch noch in Hegels Sprache, darauf hingewiesen, was der dogmatische Sinn der nizänischen Formel und ihr Recht gegen den Arianismus ist: „Die Einheit des Endlichen mit dem Unendlichen, die Einheit des Menschen mit Gott, mit allem demjenigen, was zum absoluten Inhalt des christlichen Bewußtseins gehört, die ganze absolute Bedeutung des Christentums fällt hinweg, wenn der Vermittler dieser Einheit, das Prinzip derselben, auch nur ein Geschöpf und nicht der absolute Gott ist."[10] Die arianische Lehre dagegen will Unendliches und Endliches getrennt halten; so freilich wird

---

7 Adolf Martin Ritter: Dogma und Lehre in der Alten Kirche, in: Carl Andresen (Hg.): Handbuch der Dogmen- und Theologiegeschichte, Bd. I, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, 166-170.

8 So der protestantische Kirchenhistoriker Hans Lietzmann: Geschichte der Alten Kirche, Bd. 3: Die Reichskirche bis zum Tode Julians, 3. Aufl., Berlin: de Gruyter 1961, 329.

9 So der katholische Liturgiegeschichtler Anton Baumstark, zit. nach Henning Schröer, Art. Kirchenjahr, TRE 28, 584.

10 Ferdinand Christian Baur: Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte, 2. Aufl., Tübingen: Fues 1858, 165.

das Unendliche selbst endlich und das Endliche auch nicht ernst genommen.

Die Begründung des Weihnachtsfestes im vierten Jahrhundert – dem dann großer Erfolg beschieden gewesen ist – zeigt, daß sich das Christentum nicht nur kritisch, sondern auch konstruktiv auf die Wirklichkeit eingelassen hat, als das geschichtlich erforderlich wurde. Von seinem Ursprung her besitzt das Weihnachtsfest insofern stets auch bestätigende Züge für weltliche Wirklichkeit. Die Frage ist dabei nicht, ob es solche Bestätigung vornehmen darf – diese Frage läßt sich mit Ferdinand Christian Baur positiv entscheiden –, sondern wie das geschieht.

3. Daß „das Weihnachtsfest in seiner heute verbreiteten Form eine kulturelle Leistung des 19. Jahrhunderts ist mit seiner bürgerlichen Führungsschicht", lautet die These der Marburger Volkskundlerin Ingeborg Weber-Kellermann in ihrer Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit.[11] Die Familie hat nebeneinander herlaufende, teils auch gegensätzliche Elemente des Weihnachtsfestes integriert: kirchlich-religiöse Deutungen, private Riten, öffentliche Bräuche. Im Mittelalter, so bemerkt Frau Weber-Kellermann, war „die Weihnachtsfeier [...] ein außerhäusliches frommes Fest der Gemeinde im Kirchenraum. Die häusliche Feier beschränkte sich auf ein üppiges Mahl bei den großen Bauern und ein paar bessere Happen bei den kleinen, auf Mildtätigkeiten gegen die bettelnden Armen, Maulgabe an das Vieh."[12] Also: ein Nebeneinander von privatem Fest und kirchlichem Begängnis.

Relativ unvermittelt mit beidem war, daß sich um Weihnachten allerlei Bräuche versammelten, die keineswegs christlichem Ursprung entstammten. Luther beispielsweise spricht sich entschieden gegen zauberische Gewohnheiten, Weihnachtsspiele und Weihnachtstänze aus, die teilweise in die Christmette Eingang gefunden hatten.[13] An der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert findet sich eine Verfügung des preußischen Kronprinzen, mit der er gegen weihnachtliche „Gaukeley, Kinder-Spiel und Tumult" einschreiten will und die Christmette aus der Nacht auf den Nachmittag des Heiligen Abends vorzuverlegen befiehlt.[14]

Friedrich Schleiermachers poetisch-theologische Miniatur „Die Weihnachtsfeier" von 1806 – wir werden darauf noch zu sprechen kommen – zeigt eine Gruppe von Freunden, darunter auch eine Familie, das Fest feiern. Andere aber ziehen von Haus zu Haus, und manche Buben lärmen erschreckend laut um die Zeit der Christmette in den Straßen.

---

11 Ingeborg Weber-Kellermann: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit, München/Luzern: Bucher 1987, 7.

12 Ebd., 46.

13 Erika Kohler: Martin Luther und der Festbrauch (Mitteldeutsche Forschungen 17), Köln u.a.: Böhlau 1959, 71-83.

14 Hermann Bausinger, Das Weihnachtsfest der Volkskunde, in: Richard Faber (Hg.): Politische Weihnacht in Antike und Moderne. Zur ideologischen Durchdringung des Fests der Feste, Würzburg: Königshausen und Neumann 1997, 179.

Mit der Verbreitung des Weihnachtsbaumes erst, der gewissermaßen den öffentlichen Raum ins Haus holt, verlagert sich das Schwergewicht des Festes ganz auf die bürgerliche Kernfamilie; die damit parallel laufende Aufnahme des sozialen Geschenkritus stellt das integrierende Moment für religiöse und private Aspekte von Weihnachten dar.

In seinen Untersuchungen über Familienreligiosität hat Ulrich Schwab durch verschiedene Generationen hindurch und in unterschiedlichen sozialen Kontexten eine hohe Konstanz der familiären Weihnachtsfeier noch bei Menschen der Geburtsjahrgänge 1958-1976 festgestellt: „Bei den kirchlichen Feiertagen bleibt die Familie an Weihnachten konkurrenzlos im Zentrum des Geschehens. [...] Das ‚Fest der Familie' wird [...] auch hier, wie in den Generationen zuvor, zur Inszenierung der Idealvorstellung von Familie."[15]

Die Geschichte von Weihnachten zeigt auf evidente Weise, daß es keine theologische Zwangsläufigkeit gibt, Weihnachten als Familienfest zu feiern. Statt dessen muß man annehmen, daß sich die Konstellationen um die Familie herum so verändert haben, daß sie das Weihnachtsfest an sich bindet. Darum ist an dieser Stelle ein kurzer Blick auf die Familie angebracht.

III. Familie als Deutungssystem

In Anknüpfung an den Soziologen Günter Dux läßt sich zeigen, daß es sich bei „Familie" um ein unwillkürliches Deutungssystem handelt, das historisch gewordene Strukturen menschlichen Selbstverständnisses bereitstellt. Diese Strukturen werden in der Geschichte auf unterschiedliche Weise angeeignet. Sie können sich insofern natürlich auch ändern, wenngleich das – trotz der modernen Beschleunigung der Geschichte – ein eher langfristiger Prozeß sein dürfte.

Dux argumentiert so[16]: Menschen als Körperwesen mit Bewußtsein nehmen ihre Selbstzentriertheit als Organismen in ihre Selbstdeutung auf. Sie sind nicht nur Individuen, sie verstehen sich auch so. Dieses sinnhafte Bezogensein auf sich selbst läßt sich jedoch nur durchhalten, wenn auch das Gegenmoment präsent sein darf, die, wie Dux sich ausdrückt, „sinnfreie", nicht gedeutete Körperlichkeit, wie sie sich in der Suche nach Intimität und Körpernähe zeigt. Intimität ist insofern das Spiegelbild unseres Deutens.

---

15 Ulrich Schwab: Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen, Stuttgart: Kohlhammer 1995, 195.

16 Diese knappe Skizze bezieht sich auf Teil I des Buches von Günter Dux: Geschlecht und Gesellschaft. Warum wir lieben. Die romantische Liebe nach dem Verlust der Welt, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994.

Für den Umgang mit diesem hermeneutischen Imperativ „Deute dich selbst", wie Wilhelm Gräb ihn einmal formuliert hat[17], stehen nun unwillkürliche Strukturen bereit, denen sich kein Mensch entziehen kann. Jeder nämlich ist Kind seiner Mutter – und stets ist auch, und sei es nur symbolisch oder imaginativ, die Rolle des Vaters zu besetzen. Intimitätsverhältnisse wiederholen so, wie variabel sie auch immer sein mögen, diese Grundkonstellation des eigenen Gewordenseins. Es ist die Abfolge der Generationen, die auch für die elementare Deutung der Geschlechter den Rahmen abgibt – so sehr die konkreten Deutungen auch immer von jedem Menschen einzeln vollzogen werden müssen. Nur in der Folge solcher einzelner Deutungen verändern sich längerfristig auch die Strukturen. So kann man sich klarmachen, daß das Deutungssystem Familie sich in einer historischen Vielfalt von Erscheinungsformen darstellt – und doch als struktureller Deutungskern erhalten bleibt. Jedenfalls so lange, als die naturale Herkunft – jeder Mensch ist Kind seiner Mutter – die Regel der Generationenabfolge angibt.

Diese strukturgenetischen Überlegungen bei Dux geben uns nun die Möglichkeit, den Blick sogleich auf die Gegenwart der Familie und ihre unmittelbare Vorgeschichte zu richten. In seiner „Geschichte der Kindheit" hat der französische Soziohistoriker Philippe Ariès gezeigt, wie seit dem 17. Jahrhundert die Familie als elementarer Selbstdeutungsraum an Bedeutung gewinnt. Zuvor gilt: „Die Dichte der Geselligkeit ließ der Familie keinen Raum."[18] Erst dann wird die Familie „als Faktor des Gefühlslebens oder als Wert" wahrgenommen und kultiviert.[19] „Die Familie hört auf, lediglich eine privatrechtliche Institution zum Zweck der Weitergabe von Eigentum und Namen zu sein, sie bekommt eine moralische und geistige Funktion, formt den Körper und die Seele."[20] Die manifeste Besonderung der Familiensphäre ist nicht nur eine Errungenschaft der Moderne, sie stellt auch ein Risiko dar. Denn unmerklich ist mit ihr das Auseinanderdriften von ökonomischer und sozialer Vergesellschaftung verzahnt.

Ulrich Beck hat diesen Konflikt in der Phase seiner gegenwärtigen Darstellung präzise vermerkt. „Einerseits setzt Erwerbsarbeit Hausarbeit, marktvermittelte Produktion die Formen und Zuweisungen der Kleinfamilie voraus. Die Industriegesellschaft ist insofern auf die ungleichen Lagen von Männern und Frauen angewiesen. Andererseits stehen diese im

---

17 Wilhelm Gräb: Der hermeneutische Imperativ. Lebensgeschichte als religiöse Selbstauslegung. in: Walter Sparn (Hg.): Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh: Mohn 1990, 79-89.

18 Philippe Ariès: Geschichte der Kindheit, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1990, 557.

19 Ebd.

20 Ebd., 561.

Widerspruch zu den Prinzipien der Moderne und werden in der Kontinuität von Modernisierungsprozessen problematisch und konfliktvoll."[21] Diese Konflikte wirken sich dann natürlich in den Familien aus, die ihre bürgerliche Stabilität, ihre ideologische Keimzellenfunktion längst verloren haben.

Allerdings weist die Familienforscherin Rosemarie Nave-Herz zu Recht darauf hin, daß diese konflikthaften Veränderungen keineswegs als „Ende der Familie" verstanden werden dürfen. Eine solche These läßt nicht nur statistisch nicht belegen, sie ist nach den Analysen von Dux auch a priori schon unwahrscheinlich. Was an sein Ende kommt, ist die Vorherrschaft eines bestimmten Familienmodells, in dem Berufs- und Erziehungsrollen nach Geschlechtern spezifiziert werden und in dem die Zeit der Pflege und Erziehung von Kindern die Hälfte der Familienphase ausmacht.[22] Statt dessen baut sich eine innere Pluralität von Familienverhältnissen auf; zwei berufstätige Eltern, Ein-Eltern-Familien und Stieffamilien (oder Fortsetzungsfamilien, wie man auch sagt) stellen vor neue Rollen-Definitionsprobleme, auch bewußtes Leben im Verzicht auf die Lebensform „Familie".

Um noch einmal Ulrich Beck das Wort zu geben: „Die neuen Formen des Zusammenlebens jenseits der ständischen [geschlechtsaffinen] Zuweisungen müssen Männer und Frauen selbst erfinden und erproben. Damit gewinnen aber die vielgeschmähten ‚Refugien der Privatheit und Innerlichkeit' einen zentralen Stellenwert."[23]

Weihnachten – ein Familienfest. Hinter der legitimatorischen Fassade, in den ökonomischen und religiös-rituellen Bewältigungsversuchen zeigt sich in Wahrheit eine tiefe Deutungsbedürftigkeit von Sinn und Geltung des Familienlebens in unsicher gewordenen Zeiten. Diese Lage ist eine Herausforderung für die Theologie des Christentums, sofern sie sich nicht von dem gegenwärtigen Leben der Menschen verabschieden will. Eine Herausforderung, der man mit normativer Dogmatik nicht begegnen kann: von Weihnachten führt eben kein direkter Weg zur Familie. Gefordert ist statt dessen eine Umstellung des dogmatischen Denkens: Christlicher Glaube ist Deutungshorizont des Lebens. Ein solcher Horizont für Deutungen muß freilich selbst etwas anderes darstellen als eine bloße Idealisierung der prekär gewordenen Sozialverhältnisse. Ist diese Umkehrung gewohnter Denkrichtungen möglich? Und was hat sie mit Weihnachten zu tun?

---

21 Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne (edition suhrkamp 1365), Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, 174.

22 Rosemarie Nave-Herz: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt: Primus 1997, 4f.16f.

23 Beck (Anm. 21), 203.

IV. Weihnachten als theologische Deutungsaufgabe

Dogmatik verhält sich spröde gegenüber gelebter Religion, und das ist auch verständlich. Denn vermieden werden soll der religionskritische Einwand, christliche Lehre sei nur ein Produkt gesellschaftlicher Bedürfnislagen. Andererseits erreicht eine bloße Anwendung christlicher Grundsätze auf die vielfältigen und undeutlichen Lebenslagen der Menschen die Konkretion dieser Verhältnisse kaum. So kommt man um die Einsicht nicht herum, daß es die historische Wirklichkeit ist, die der Dogmatik ihre Fragen vorgibt.

Zu den wenigen, die sich dieser Aufgabe wirklich gestellt haben, gehört Friedrich Schleiermacher. In seiner erzählend-dialogischen Schrift „Die Weihnachtsfeier", auf die ich schon als Indikator für das Weihnachtsbrauchtum um 1800 hinwies, gibt er ein Musterbeispiel der theologischen Denkweise, um die es hier zu tun ist. Schleiermacher sieht das religiös Identische nicht in dogmatischen Lehrsätzen, sondern begreift das Christentum in musikalischer Analogie: „Das Christentum ist ein einziges Thema in unendlichen Variationen dargestellt, die aber auch ein inneres Gesetz verbindet, und die unter bestimmte allgemeine Charaktere fallen."[24]

Schleiermacher erzählt vom Heiligen Abend als einer Runde in freier Geselligkeit, zu der sich das Ehepaar Eduard und Ernestine samt ihrer etwas altklugen, sehr musikalischen Tochter Sofie mit den Verlobten Ernst und Friederike, einer jungen Frau mit Namen Agnes, einem erwachsenen Mädchen Karoline und dem unverheirateten Leonhard zusammengefunden haben. Am Anfang der in anheimelnder Stimmungslage gezeichneten Szene steht die Bescherung, die alle beglückt. Nebenbei entspinnt sich ein Gespräch zwischen den Anwesenden, das von den Geschenken und ihrer Bedeutung weitergeht zum Verhältnis der Kinder zur Religion und zur religiösen Bedeutung der Kindheit überhaupt. Dazwischen nimmt Sofie immer wieder am Klavier Platz und musiziert.

In drei Erzählungen der Frauen Ernestine, Agnes und Karoline wird dann die weihnachtliche Familiensituation illustrierend gedeutet, und drei Reden der Männer Leonhard, Ernst und Eduard interpretieren das Fest theologisch. Dabei entsprechen sich Erzählungen und Reden aufs Genaueste, ja, erst durch ihr Miteinander entsteht eine wirkliche Interpretation von Weihnachten in Schleiermachers Sinn – den sokratischen Hintergrund des damaligen Platon-Übersetzers Schleiermacher muß man immer mit in Rechnung stellen.

Ernestine erinnert sich, wie sie als Kind einmal mit dem Kammermädchen noch spät die Christmette besuchen durfte. Doch erschien ihr die

---

24 Friedrich Schleiermacher: Die Weihnachtsfeier (1806), in: Friedrich Schleiermacher: Kleine Schriften und Predigten, hg. von Emanuel Hirsch und Hayo Gerdes, Bd. I: Kleine Schriften und Predigten 1800-1820, Berlin: de Gruyter 1970, 246f.

Kirche trotz der Menschen darin grau und leblos, die Predigt erreichte sie nicht, Enttäuschung schien sich breitzumachen. Da berührt und entzückt sie der Anblick einer Mutter, die ganz versunken ist in Betrachtung ihres kleinen Kindes. Diese Erscheinung ist es, die in Ernestine das religiöse Gefühl weckt: in der Szene zwischen Mutter und Kind wird wirklich, was der Gottesdienst ihr nicht vermitteln konnte.

Zu dieser Geschichte paßt die Rede, die Leonhard später halten wird. Er ist, mit unseren heutigen Begriffen geredet, ein kritischer Funktionalist. In völliger Nüchternheit konstatiert er, daß es nicht die religiöse Überlieferung von der Geburt Jesu sei (über die man Sicheres auch gar nicht wissen könne), die den Sinn des Festes ausmache. Statt dessen behauptet er, daß „das Fest selbst seine Geltung größtenteils dem Umstande verdankt, daß es in die Häuser eingeführt worden [ist] und unter die Kinder." „[...] und je weniger wir wissen, worin die wunderbare Kraft liegt, um desto weniger [wollen wir] auch nur das Mindeste daran ändern."[25] Wenn es funktioniert: nur nicht weiter fragen. Menschen brauchen nun einmal Feste, Rituale. Auf Inhalte kommt es nicht an – oder sie sind variabel. Schon der vom Religiösen abgehobene Eindruck der Mutter mit dem Kind reicht aus, um die vergewissernde Leistung des Festes zur Geltung zu bringen.

Die Geschichte, die Agnes erzählt, geht über diesen Funktionalismus hinaus und bezieht das Religiöse mit ein. In einer Familie mit einem Neugeborenen erhält dieses wie spielerisch zum Weihnachtsfest eine Fülle von Gaben, die es in seinem späteren Leben bis ins Erwachsensein brauchen wird. Das ganze nachfolgende Leben wird so symbolisch in diesen Geschenken dem Kind vorweg zugeeignet. Auf eine uns etwas merkwürdig anmutende Weise ergreift der Vater des Kindes, Pfarrer von Beruf, in dieser Szene die Initiative und vollzieht im Kreise der Familienmitglieder sofort die Taufe des Kleinen. Der Sinn dieser liturgisch ja irgendwie unbefriedigenden Handlung ist freilich klar: Die symbolische Zueignung des ganzen künftigen Lebens kann nur vollständig sein, wenn auch das höhere Leben aus Christus dem Kinde zugewandt wird, und ebendies ist der Sinn von Weihnachten.

Ganz entsprechend, nämlich religiös, deutet die Rede, die nachher Ernst halten wird, das Weihnachtsfest. Das Fest ist ein Fest der Freude, argumentiert er. Diese Freude materialisiert sich in den Geschenken, hat aber eine geistliche Herkunft: nämlich die Erlösung. „Wir selbst fangen [...] im Zwiespalt an, und gelangen erst zur Übereinstimmung durch die Erlösung, die eben nichts anders ist, als die Aufhebung jener Gegensätze."[26] Im Unterschied zu uns dagegen ist der Erlöser immer schon den Gegensätzen des Lebens entnommen; also „muß für uns der erste Punkt sein, die Geburt

25 Ebd., 266.
26 Ebd., 269.

eines göttlichen Kindes."[27] Hier läßt Schleiermacher erkennbar einen frommen Gemeindechristen in den ihm geläufigen Vorstellungen sprechen, und zwar auf einem argumentativ ziemlich hohen Niveau. Das Weihnachtsfest ist Freudenfest als Fest der Erlösung in ihrem Anfang.

Die dritte Erzählung, die der Karoline, ist noch dramatischer als die zweite. Sie berichtet von einem todkranken Kind, das zu Weihnachten zu sterben droht. Die Mutter hat – eine ergreifende Szene – sich von dem sterbenden Kind schon verabschiedet und erschöpft zurückgezogen; da erfährt das Todgeweihte eine unerwartete Genesung: Neues Leben nach dem schon besiegelten Tod, das Leben selbst als Geschenk zu Weihnachten. Oder: Weihnachten als Ostern.

Dieses Ereignis schwingt nach in der Rede Eduards, der eine spekulative Weihnachts-Deutung gibt. Wie kaum anders zu erwarten, nimmt sie ihren Ausgang vom Johannes-Prolog: „Im Anfang war das Wort. Und das Wort ward Fleisch." Weihnachten, das heißt: „die menschliche Natur angesehen und erkannt aus dem göttlichen Princip" [28]. Die Rettung ist, daß in unserem irdischen Leben das Ewige präsent ist. „Jeder von uns schaut in der Geburt Christi seine eigne höhere Geburt an, durch die nun auch nichts anders in ihm lebt als Andacht und Liebe."[29] Das Geschehen von Weihnachten als Prinzip des Lebens überhaupt.

Man könnte fragen, in welcher dieser Positionen Schleiermachers eigene theologische Anschauungen zum Ausdruck kommen. Nimmt man aber den Gedanken vom Thema und seinen Variationen ernst, dann muß man sagen: So unterschiedlich die Deutungen nach ihrem gedanklichen Niveau sind, so sehr müssen sie alle als mögliche Variationen anerkannt werden. Leonhard ist in Schleiermachers Sinne Recht zu geben, wenn er sagt: Das Fest hat „so viele Seiten, daß Jeder es verherrlichen kann, wie er am liebsten will".[30] Auch Leonhards trockener Funktionalismus also, frömmigkeitsfern wie er sich gibt, ist insoweit authentische Weihnachtsdeutung. Und die Weihnachtserlebnisse, von denen die Frauen berichten, sind es ebenfalls, allemal, ohne männliche Interpretation. Das zeigt sich am Ende von Schleiermachers kleiner Dialogerzählung, als der bis dahin unbekannte Josef auftritt, den alle erwartet haben. Er verkörpert in sich den Zusammenhang aller genannter Deutungen, er repräsentiert das unmittelbare religiöse Erleben, er ist das musikalische Prinzip, das Verschiedenes in eine Komposition verwebt.

Ebendiese Beobachtung läßt freilich die Frage nach dem Thema stellen, das da in allen Variationen abgewandelt und umspielt wird. Schleiermacher selbst hat sich geweigert, es gewissermaßen nackt zu präsentieren. Man kann es nur aus dem Verfahren erschließen, das die am Heiligen

---

27 Ebd.
28 Ebd., 271.
29 Ebd., 273.
30 Ebd., 263.

Abend Versammelten üben. Sie alle deuten, deuten das Fest, deuten darin ihr Leben. Sie alle deuten so und so weit, daß ihnen keine Fragen mehr bleiben. Sie kommen mit dem Deuten wieder bei sich selbst an.

Am ehesten ist dies das Thema, daß eine Deutung des Deutens gegeben wird. Daß das unvermeidliche Deuten des Lebens als aussichtsreich erscheint; daß die Hoffnung sich bewährt, mit dem Deuten im eigenen Leben bei sich anzukommen, so daß es gehalten und gestärkt wird. Freilich: Dieses Verständnis des Deutens muß erst einmal gegeben werden, eingeführt werden, historisch sich manifestieren, und das geschieht in der Geschichte Jesu, die mit seiner Geburt beginnt.

Leben muß gedeutet werden. Zu den Differenzen, in denen wir leben, die uns manchmal zu zerreißen drohen, müssen wir eine Distanz aufmachen, die uns den Umgang mit ihnen erlaubt. Jenseits der Schwierigkeiten, die uns bedrängen, können wir nach einer Lösung suchen, noch in symbolischem Abstand zum Leben. Und können dann, bisweilen jedenfalls, die Erfahrung machen, daß diese Deutungen, diese von uns ausprobierten Lösungen, tatsächlich ins Leben eingreifen und es verändern. Uns neu aufleben lassen.

„Im Anfang war das Wort. Und das Wort ward Fleisch", heißen die biblischen Ausgangspunkte der Rede des Eduard in Schleiermachers Weihnachtsfeier. Deutung, letzte Deutung, die ins Leben greift. Das Unendliche am Ort des Endlichen. Gott als Mensch.

Dieses Thema findet sich variiert in allen drei Reden. In Differenzen leben, deren Überwindung rituell begangen wird, man weiß eigentlich nicht, wie: die funktionale Sichtweise. Auf Erlösung hin leben, die belastenden Differenzen überwinden: das ist die explizit religiöse Erwartung. Die Differenzen des Lebens von der Erlösung bestimmt wissen – und sie darum zugleich tragen und bearbeiten: die spekulative Lösung, selbst religiös und gar nicht lebensfern.

V. Weihnachten feiern

Weihnachten ist ein Familienfest geworden, seit dem 19. Jahrhundert und auch am Ende des 20. Jahrhunderts nicht weniger. Familie ist ein unwillkürliches Deutungsmuster menschlichen Lebens, das seit eben dieser Zeit unter den Druck fortwährender Neubestimmung gerät, und noch nicht absehbar ist, wie diese in Zukunft vorgenommen werden wird. Zu Weihnachten jedenfalls wird Familie, mehr oder weniger ausdrücklich, mehr oder weniger bewußt, mehr oder weniger erfolgreich, gedeutet; und für dieses Fest spielt – neben allerlei anderen rituellen Vollzügen – eben auch die Botschaft vom menschgewordenen Gott, vom fleischgewordenen Wort eine Rolle.

Empirisch ist und bleibt die Erscheinungsweise von Weihnachten vielfältig. Denn mit dem impliziten gesellschaftlichen Imperativ der Familien-

Selbstdeutung kann man ganz unterschiedlich umgehen. Man kann sie in einer eigenen Familientradition gleichsam auf Dauer zu stellen versuchen. Man kann sie stets neu erfinden wollen. Man kann sie mit Kirchgang pflegen oder ohne ihn. Der Notwendigkeit, sich irgendwie vor sich selbst und vor den anderen in der Familie darzustellen, entkommt kaum jemand.

Eine christliche Lebensdeutung der Familie zu Weihnachten kann diesem Vorgang eine deutliche Bestimmung geben. Mit Bewußtsein versetzt die christliche Botschaft vom menschgewordenen Gott in Distanz zu den Schwierigkeiten, unter denen gegenwärtige Familienbilder stehen. Sie erlaubt eine Rückkehr an den äußersten Anfang, an den Zeitpunkt der Geburt. „Jeder von uns schaut in der Geburt Christi seine eigene höhere [nämlich seine symbolisch gedeutete und darum selbst übernommene] Geburt an."[31] Die Rückkehr zur eigenen Geburt eröffnet die Möglichkeit eines Neubeginns des Lebens, einer neuen Gestaltung der Lebensumstände, einer neuen Deutung des Lebensweges. Wer auf sich achtet, wird dieses Gefühl des Zurück bemerken können. Zurück an den Anfang, um wie neu zu beginnen.

Dieser Rückgang freilich versteht sich nicht von selbst. Er läßt sich gemeinschaftlich nicht anders als zu einem allgemeinen, fixen, vorgegebenen Termin vollziehen. Er braucht einen Anstoß. Denn allemal liegt zwischen dem realen Anfang jedes Lebens und seinem heutigen Stand eine Geschichte von Irrtum, Versagen und Schuld, die – das läßt sich ja gerade dann zu Weihnachten spüren, wenn das nicht wahr sein soll – alle Unbefangenheit im Umgang miteinander unmöglich macht. Der Rückweg in den Anfang ist nur möglich, wenn Schuld verziehen wird. Schuld aber kann – gegenseitig – nur verziehen werden, wenn sie nicht verschwiegen wird. Verzeihung jedoch ist der exemplarische Fall einer Veränderung der Wirklichkeit durch neue Deutung.

Beides ist in einer christlichen Interpretation von Weihnachten als Familienfest enthalten: Das regressive Moment der Einkehr in den Anfang. Und das befreiende Moment der Vergebung von Schuld. Indem Weihnachten beides zusammenhält, den Rückweg nicht ohne die Vergebung, den Aufbruch nicht ohne den Anfang, öffnet sich ein Raum für fällige Neudeutungen des schwierig gewordenen Miteinanders von Generationen und Geschlechtern. Nicht, daß diese Schwierigkeiten verschwänden. Sie gehen ja auch nicht auf bloß subjektive Mängel der Wahrnehmung des Lebens oder der Einstellung zum Leben zurück. Aber in der produktiven Spannung von regressiver Vertrauensbildung und emanzipativem Fortschreiten lassen sich wohl am ehesten neue Wege finden für subjektive Einstellungen auf objektive Anforderungen. Wo dieses befrei-

---

31 Ebd., 273.

ende Vertrauen in die Zukunft des Lebens sich einstellt, darf es als Zeichen der Gegenwart Gottes im Leben der Menschen verstanden werden, als ein Abglanz der Menschwerdung Gottes.

Diese religiöse Sicht lehrt die Ambivalenzen der sozialen Wirklichkeit besser erkennen. Es ist so, daß sich zu Weihnachten ein sozialer Binnenraum konstituiert. Der muß als einengend und zwingend wahrgenommen werden, wenn nicht sein flüchtiger, transitorischer, höchstens exemplarischer Charakter gesehen wird. Wenn nicht – durch religiösen Abstand – die Vergewisserung, die die Familie leistet, als symbolische begriffen wird. Es ist so, daß viele Geschenke getauscht werden. Aus religiöser Sicht läßt sich das verstehen als wortlose Gesten im Zusammenhang von Versagen und Schuld. Gegenseitiges Geben, um Vergebung auszudrücken. Es ist so, daß der Wunsch nach dem Einen, Ganzen spürbar wird – und unerfüllt bleibt. Weil der Zusammenhang, der gesucht wird, sich doch nicht in Unmittelbarkeit, sondern in Wahrheit nur in der Form differenzbewußter Deutung aufbaut und realisiert.

Diese Überlegungen können helfen, genauer zu bestimmen, was wir zu Weihnachten erwarten können – und keiner unter uns wird ohne alle Erwartung sein in diesen Tagen. Es ist ganz richtig, auf Weihnachten als Familienfest bewußt zuzugehen – und daran zu denken, welche Schwierigkeiten sich jeweils stellen. Sich diese ins Bewußtsein zu heben, verschafft Distanz gegenüber dem Sog in die Unmittelbarkeit der Regression, in dem man entweder nur untergehen oder vor dem man nur fliehen kann. Weihnachten, christlich gefeiert, schärft das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Vergebung, die wir einander schulden, auf die wir angewiesen sind und die selbst zu geben wir uns nicht weigern dürfen. Illusionsloser wird das Weihnachtsfest unter diesen Umständen, aber gerade darin auch erfreulicher. Und ganz unberührt bleibt der Charakter des *Festes:* denn daß sich das ereignet, dieses Zugleich von Regression und Aufbruch, das kann man nur staunend feiern.

Denjenigen unter uns, die Weihnachten nicht nur mitfeiern, sondern die überdies Weihnachtsgottesdienste zu gestalten haben, mögen diese Überlegungen systematisch-theologisch Mut machen, das Familienfest ernst zu nehmen, biblisch und dogmatisch. Vor diesem Hintergrund läßt gerade die vertraute lukanische Geschichte erkennen, wie brüchig, wie unselbstverständlich, wie über-natürlich die Konstitution der Heiligen Familie ist: in der Fremde, ohne Haus, Josef neben Maria, die unbekannten Hirten als Gäste – eigentlich ist das alles nur vom Himmel her, durch die Engel und ihre Botschaft vom göttlichen Kind, miteinander verbunden. Und der dogmatische Satz von der Menschwerdung Gottes – er muß ja in der eigenen Praxis der Lebensdeutung unruhiger, angefochtener Menschen seine Wahrheit zeigen, um seinen Charakter als Evangelium zu entfalten. Also sie auch da erreichen, wo sie sich zu Weihnachten befinden: im kritischen Raum der Familie. Denn dogmatische Sätze, das sind hermeneutische Regulative des Evangeliums.

Wie dann die Lebensdeutungen aussehen? Was die Neubestimmung der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, zwischen den Generationen – also: in den Familien – ergeben wird? Das ist und bleibt Aufgabe derer, die nicht anders können als ihr Leben zu deuten. Sie sind, das ist die Botschaft von Weihnachten, darin nicht allein.

„Gerade der Wechsel von Glück und strenger Heimsuchung zeige", sagt die Konsulin Buddenbrook, „daß Gott niemals seine Hand von der Familie gezogen, sondern daß er ihre Geschicke nach tiefen und weisen Absichten gelenkt habe und lenke, die ungeduldig ergründen zu wollen man sich nicht erkühnen dürfe. Und nun wolle man, mit hoffendem Herzen, einträchtig anstoßen auf das Wohl der Familie, auf ihre Zukunft [...]." So, oder: so ähnlich, müßten wir es auch sagen können zu Weihnachten.

Abstract

There seems to be a disparity between the dogmatic content of Christmas (the Incarnation) and the manner in which families celebrate Christmas. This article investigates how Christmas became a central holy day for Christianity and a special celebration for families of modern times. As a medium of self-interpretation, families are seen as mimicking the changes of late modernity, claiming religion implicitly as an inherent part of the family structure. Schleiermacher's famous "*Weihnachtsfeier*" (1806) is discussed as a masterpiece of Christian self-interpretation on Christmas within the context of families and friends. Following Schleiermacher, the Incarnation is understood as the embodiment of self-interpretation. The essay concludes with some suggestions regarding celebrating Christmas as a family event.